

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Inserionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 2.

Donnerstag, am 17. Juli.

1851.

Ein Bild aus dem Leben.

Von

Sermine Bohde.

(Fortsetzung.)

2.

2. Doch schien die Sonne eines heiteren Apriltages in das Krankenzimmer des jungen Wahlmann, der, von den Stürmen eines rasch genossenen Lebens auf seinem Schmerzenslager der vergebundenen Kräfte dahin gerafft, seiner Jugend mit herbem Gefühle nachdachte. Nicht weit von ihm saß seine Mutter auf einem Lehnstuhl und schaute mit nassen Augen dem frohen Treiben auf der Hauptstraße zu.

Aus einem Nebengemach erscholl ein lautes Schreien und Toben zu ihnen.

„Mutter,“ hob der Kranke mit matter Stimme an, „verbiete doch den Kindern diesen Lärm, ihr Schreien ist mir in der Seele zuwider und regt mich auf.“

Ohne ein Wort zu erwiedern trat Madame Wahlmann in das Nebenzimmer, und mit leiser Stimme verbot sie den Knaben ihre wilden Spiele.

Doch der älteste, ein Knabe von zehn Jahren, antwortete trotzig: „der Vater hat immer was, und er kann doch unmöglich fordern, daß wir seinetwegen wie die Deathpuppen sitzen sollen; warum ist er immer krank.“ Und ohne auf das Wort der Großmutter zu hören, übten sich die Knaben im Turnen weiter.

Seufzend kehrte Madame Wahlmann zu ihrem Sohn zurück, und sagte leise: „der Max und Emil wollen nicht aufhören.“

„Und Du wehrst es Deinen Enkelkindern nicht mit aller Strenge, da ich die Vollmacht dazu in Deine Hände lege? O warum liege ich hier ermattet in den Fesseln meiner Krankheit, und kann die Buben nicht für ihren Ungehorsam züchtigen!“

Mismuthig drehte er sich mit Hülfe seiner ihn unterstützenden Mutter auf seinem Lager herum, und lag eine Weile wie todt auf demselben; doch als ein furchtbares Geschrei in der Nebenstube erscholl, hob er an: „Mutter, thue mir den Gefallen, den Herrn Hiller einmal zu rufen.“

„Warum, lieber Heinrich?“ fragte staunend Madame Wahlmann.

„Habe nur die Güte,“ antwortete ausweichend der Kranke.

„Sogleich, mein Sohn,“ und in dem Wunsch des Sohnes eingehend, eilte sie schnell hinaus, und in wenig Minuten stand ihr Geschäftsführer, Herr Hiller, an dem Bett' ihres einzigen Sohnes, und fragte mit theilnehmenden Blicken, als er den jungen Mann, den er als Kind auf seinen Armen oft getragen, jetzt als ein Jammerbild auf seinem schweren Siechlager liegen sah: „was wünschen Sie, Herr Wahlmann, und womit kann ich dienen?“

„Nicht wahr, Sie fühlen noch Kräfte in sich?“ fragte er seine matten Augen auf ihn richtend.

„Gott sei Dank, das Mark in meinen Knochen ist noch nicht vertrocknet,“ antwortete jener.

„Ja, ja, ich kann das glauben, Sie haben als ein Weiser mit den Kräften Ihrer Jugend hausgehalten, darum sind Sie in Ihren Jahren jetzt an geistiger Kraft ein Jüngling, und ich — ein Greis. Doch damit meine Kinder nicht in die unglücklichen Fußstapfen ihres Vaters treten, so bitte ich das Regiment dort von der Wand zu nehmen, und damit den Buben auf fühlbare Weise zu erklären, daß ein Kind dem leisesten Winke eines Vaters Gehorsam schuldig ist.“

„Darf und soll ich wirklich diesen Akt ausüben?“ fragte staunend Herr Hiller.

„Erfüllen Sie die Bitte eines siechen, bald in das kühle Grab sich bettenden Vaters und versprechen Sie mir hier in Gegenwart meiner Mutter, denn es ist mein höchster Wunsch: daß Sie als ein treuer Vormund die Erziehung meiner Söhne übernehmen, diesen ein liebender, aber strenger väterlicher Freund sein, und Strenge gegen sie walten lassen zu wollen, wenn Ermahnung und Güte nichts fruchtet. Wollen Sie mir dies geloben?“

Mit kräftiger Hand erfaßte er die abgekehrte Hand des Kranken, und sagte mit erhobener Stimme: „so wahr mir Gott helfe! ich will den Enkelsohnen meines seligen Principals ein im wahren Sinne des Wortes treu liebender, väterlicher Freund sein. Und wenn irdische Erziehung das Glück der Sterblichen bedingen kann, so werden Sie, mein junger Freund, an dem Thron des Urquells alles Segens mich freudig in dem Reich der Geister willkommen heißen.“

„Für diese Beruhigung auf meinem Kranken, ich kann wohl sagen Sterbelager segne Sie Gott. Doch nun besorgen Sie mir Ruhe, ich sehne mich nach ihr.“

Diese Bevollmächtigung des Herrn Hiller über ihre Enkelkinder preßte Madame Wahlmann heiße Thränen aus den Augen, die nur langsam über die abgehärmten Wangen rollten, da sie jede Aufregung ihres Sohnes vermeiden mußte.

Mittlerweile neigte sich die Sonne nach Westen, und der Kranke sagte mit matter Stimme: „Mutter, richte mich doch ein wenig in die Höhe, daß ich den Untergang der Sonne noch einmal sehen kann!“

„Heinrich, nicht diese Sprache, Du brichst mir das Herz,“ sagte in Thränen ausbrechend die Mutter.

Mit Mühe war der Kranke in eine sitzende Stellung gebracht worden. Als der Sonne goldene Strahlen auf sein mattes Gesicht fielen, schloß er wie geblendet eine Zeit lang die Augen, dann hob er leise an: „die Erde ist doch schön!“ und nach einer Weile schien er sich selbst zu fragen: „wie wird das Fortleben meines unsterblichen Geistes in den Räumen einer höheren Welt sein? wird der Richter über den Sternen mir ein hartes Urtheil sprechen, mich noch nicht wieder erkennen für die Wohnung der ewigen Heimath, weil ich als Sterblicher auf Erden nicht verstand die irdische Aufgabe meines Daseins zu erfüllen?“

Es mochte den erregten Geist des Kranken eine geistige Ahnung durchwehen, denn er bedeckte sich sein Gesicht mit seinen Händen, und ein tiefer Seufzer, der seiner gepreßten Brust zu entströmen schien, ließ die Qualen derselben erkennen.

„Mutter“ hob er nach einer Weile an, „laß doch meine Söhne, Herrn Hiller rufen, ich will die Knaben ihm jetzt übergeben, da es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.“

Tief erschüttert erfüllte die Mutter seinen Wunsch. Wenige, aber ernste Worte, sprach der junge Wahlmann zu seinen Kindern. Er sagte ihnen, daß er seine Rechte über sie Herrn Hiller übergebe, und daß sie ihm in seine Hand geloben sollten, diesen wie einen Vater zu ehren.

Sie gelobten es weinend. Der tief erschütterte Vater schloß sie, dann seinen alten bewährten

Freund in seine Arme, und bat diesen leise, seine Kinder weg zu führen, und die Nacht bei ihm zu bleiben, denn er fühle, es sei seine Letzte auf dieser Erde.

Als diese hinweg waren, richtete er seine Augen mit Liebe auf seine Mutter, und fragte sanft: „warum weinst Du, meine treue Freundin? Doch nicht über meinen frühen Heimgang in das ewige Vaterhaus?“

„Mit von Thränen erstickter Stimme erwiderte sie: „Du kannst, die Gefühle meines Herzens nicht ahnen die mich ergreifen, wenn ich Dich so leidend und hilflos vor meinem Blicke sehe.“

Ein schmerzlicher Zug umspielte hier die Lippen des Kranken, und er sagte wie im Fieber fast: „und doch, meine Mutter, trägst Du in Deiner namenlosen Liebe zu mir, zum größten Theile die Schuld meines Elends.“

„Ich! barmherziger Gott, wie wäre dieß möglich?“ rief Madame Wahlmann außer sich vor Schmerz. Sie war bei diesen Worten vor seinem Bett niedergesunken, erfaßte seine schon feuchten Hände, und sprach in hoher Verzweiflung: „nimm dieses Wort Schuld von dem Herzen Deiner Mutter zurück.“

„Kann ich es denn?“ fragte er mit unheimlichem Feuer in seinen Augen; „ist es nicht so? Aber glaube nicht, daß ich Dir deswegen zürne, nein, das thue ich nicht. Du und ich, wir waren beide zu schwach, um unsere Aufgabe auf Erden zu erfüllen.“

„So, sage mir wenigstens, wo ich an Dir gefehlt habe,“ sprach mit dumpfem Tone Madame Wahlmann, denn der Vorwurf ihres sterbenden Sohnes hatte ihr das Herz gebrochen.

Die Augen des Kranken ruhten nach dieser Frage in Milde auf der Mutter, und er sagte leise: „es war die Liebe zu Deinem Sohne, die Dich vermochte, irre Pfade zu betreten. An dem Sterbebette, ich fühle es, weicht aller Schein, und nur die Wahrheit kann an diesem Lager ihre Macht behaupten. Darum, meine Mutter, fühle ich, hättest Du in falscher Liebe zu mir nicht alle meine Wünsche bereitwillig immer erfüllt, hätte Deine Kasse in Deiner Güte zu mir nicht die meinige immer gefüllt, wärest Du nicht stets bereit gewesen, alle tollen Einfälle gut zu heißen, ich hätte mich lernen in den

Willen anderer fügen, würde erkannt haben, daß der Sterbliche zu Etwas anderem berufen sei, als seinen Neigungen nach zu gehen. Ich würde den Werth eines Böhmens erkannt haben, hätte ich um seine Erwerbung arbeiten müssen. So wurde ich aber ein vornehmer Tagedieb, weil ich wußte, ich durfte nur an Dich schreiben, so bekam ich Geld. Und hättest Du mit der Autorität einer Mutter meinen Neigungen und Wandel ein ernstes Wort entgegen gesetzt, mir die Mittel dazu nicht gewährt, ich läge jetzt nicht in dem zweiunddreißigsten Jahre an den Folgen meines Lebens krank darnieder, und seufzte nicht um meine Erlösung.“

„Allmächtiger Gott! habe ich diese furchtbare Anklage meines einzigen Sohnes verdient?“ rief mit dem Tone der Verzweiflung die unglückliche Mutter.

Der Kranke sah die Mutter an, dann fuhr er fort: „und ich verfehlte, obgleich mir doch die Kräfte des Verstandes verliehen wurden, ein freier Wille mein Eigenthum war, meinen Beruf auf Erden zu erkennen, ich vergaß, wie alles Irdische der Vergänglichkeit unterworfen ist. Dieser Irrthum ruft mich schnell zu dem Richter über den Sternen, mein irdisches Vergehen zu büßen. Willst Du aber, liebe Mutter, mir eine Hoffnung in das Land der Geister mit hinüber geben, so gelobe mir: „siehst Du Mütter, die in blinder Liebe ihren Kindern keinen Wunsch versagen können, alle böse Gewohnheiten derselben mit vorsorglicher Liebe dem Gatten und Vater zu verheimlichen suchen, dann rufe ihnen zu: dieser Weg führt die Kinder Eurer Liebe ihrem moralischen Tode entgegen, und im bessern Fall übernimmt das Leben mit eiserner Geißel die Erziehung der Verirrten! Willst Du mir dieß geloben?“

„Ich will es!“ hauchte sie leise.

„Habe Dank für diese Erfüllung.“

Noch war es nicht Mitternacht, als Madame Wahlmann und Herr Hiller mit tiefem Schmerz die unterbrochenen Athemzüge des schon im Sterben Liegenden wahrnahmen. Seine Lippen bewegten sich, als wollte er sprechen, plötzlich machte er die Augen auf, sah seine Mutter, Herrn Hiller groß an, und fragte, ob es nur wahr sei, daß die Sünden der Eltern an den Kindern heimgesucht werden?

Erschüttert hörte Madame Wahlmann diese Frage, und lautlos sah sie ihren Sohn an. Doch

dieser sah mit unstätten Augen in dem Zimmer umher, als vermisse er eine Person in seiner Nähe, dann fragte er in unheimlichem Tone: „Mutter, hast Du die Reinhardt auch so geliebt wie mich? und richtete seine Augen mit stierem Blicke auf sie.

„Ich habe Euch Beide gleich geliebt!“ war die leise Antwort der Madame Wahlmann.

„Dann Wehe Dir, arme Mutter,“ fuhr mit fiebrischer Hefigkeit der immer mehr Ermattende auf, „Du wirst dann bittere Früchte von Deiner Ausfaat erndten! Doch willst Du eine Beruhigung mir zu meinem Schlummerkissen reichen, eine letzte Bitte mir erfüllen?“

„Sprich, mein armes Kind,“ sagte bebend Madame Wahlmann.

Bei diesen Worten überslog ein seliger Zug das schon erblaßte Angesicht des Sterbenden. Er nahm die Hand von seiner Mutter, die auf seinem Lager lag und sagte: „Sie ist gut, aber Reinhardt nicht! Versprich mir um ihrer Kinder Willen nie in Schwäche der Mutterliebe ihr irgend eine Summe noch auszusahlen. Und, wenn in Folge Deiner Consequenz Dir bittere Tage durch sie erwachsen sollten, ihr nicht zu fluchen! Glaubst Du, liebe Mutter, Dich für alle Fälle stark genug zu fühlen, mir dieß Gelöbniß in die kühle Gruft mitgeben zu können? Dann bedenke, ein ausgesprochener Fluch wiegt schwer in der Wage der Gerechtigkeit.“

Bei diesen Worten barg die Mutter ihr Gesicht in ihr Taschentuch, und ihre ganze Gestalt schien zu erbeben. Eine Todtenstille herrschte in dem Gemach. Da schlug die Flötenuhr in der Nebenstube die Stunde der Mitternacht, und als Nachhall hob sie das Lied zu spielen an: „Wenn ich einst vollendet habe, u. s. w.“

„Der neue Tag ist angebrochen,“ hob mit ganz verändertem Tone der Sterbende an, „und mein Geist muß ehe noch die Sonne die Erde bescheint vor dem Thron des Ewigen. Mutter — schwöre!“ hob er mit Todesangst an, und seine schon brechenden Augen ruhten auf der von aller physischen Kraft verlassenen Mutter.

„Ich schwöre, was auch der Höchste mir für einen Kelch durch meine Tochter reicht, nie ihr zu fluchen!“

Gott sei mein Zeuge,“ sagte Madame Wahlmann und hob die rechte Hand zum Schwur empor.

„Daß ist das größte Zeichen Deiner Mutterliebe“ hauchte leise der Sterbende, er hielt eine Weile inne, und lag wie erschöpft auf seinem Lager; dann sagte er mit schon halb gebrochenem Blick zu dem tieferschütterten Hiller: „bleiben Sie der treue Freund meiner Mutter, und stehen ihr immer als solcher nahe. Nicht wahr, Sie erfüllen meine letzte Bitte?“

„Hier meine Hand als Schwur, ich werde als Freund im wahren Sinne Ihre Mutter schützen.“

„Amen!“ hauchte leise der schon halb Verklärte, und setzte gebrochen hinzu: „der erste Strahl des neuen Tages naht! die Wolken senken — der Himmel öffnet sich. — Mutter, Hiller, meine Kinder!“

„Sein Haupt sank nach diesen Worten auf sein Lager zurück, und das gebrochene Auge sagte ihnen: sein Geist sei in die ewige Heimath eingegangen.“

Noch hatte des Grabes dunkler Raum den jungen Wahlmann erst eine Nacht als müden Pilger in seinem Mutterschooße aufgenommen, als die tiefgebeugte Mutter an dem folgenden Morgen beschäftigt war, in dem Secretair ihres Sohnes Papiere zu ordnen. Da öffnete sich die Thüre ihres Wohnzimmers und Herr Hiller trat ein.

„Gut, daß Sie kommen,“ rief Madame Wahlmann, ihm entgegen, „ich vermisse ein für mich sehr bedeutendes Document, das ich bei dem Ableben meines Sohnes zu meiner Legitimation bei dem Waisen-Amt einreichen muß. Sie wissen schon, es ist die Bescheinigung meines Sohnes, daß er von mir sein väterliches Erbe bei seiner Majorennität und außerdem noch 20000 Thlr. zum Ankauf seines Gutes empfangen hat.“

„Mir ist dieses Document als ihren Geschäftsführer wohl bekannt,“ Herr Hiller, sagte jener, „es ist eine weise Regel, in Geldangelegenheiten, durch eine zu zarte Rücksicht sich abhalten zu lassen, über empfangene Gelder Quittungen zu fordern, und diese wohl weislich aufzuheben.“

„Sagen Sie mir, Herr Hiller, Sie kommen mir ja ganz besonders erregt vor. Was ist Ihnen, mein Freund, Sie scheinen mir so erregt zu sein?“

gilt diese fieberhafte Spannung mir?" fragte in banger Ahnung Madame Wahlmann.

"Der Freund sieht mit Schmerz die Gewitter über ihrem Haupte sich zusammen ziehen, und fühlt als Familienvater die Schwere derselben mit Ihnen, meine Freundin" sagte in hoher Theilnahme Herr Hiller.

"Droht mir ein neuer Sturm" fragte mit Affect Madame Wahlmann.

"So ist es, arme Freundin. Doch hoffe ich, daß wir vereint demselben begegnen können," entgegnete Herr Hiller. "Ich habe hier einen Brief unseres Justizrathes empfangen, der mich in Kenntniß setzt, daß Ihr Herr Schwiegersohn (denn den muß ich ja wohl als das handelnde Glied erkennen) bei dem Ober-Landes-Gericht darauf angetragen hat, daß Sie, Madame Wahlmann, angehalten würden, die ihm noch restirenden 4000 Thaler auszusahlen."

Mit einem unbeschreiblichem Blick sah Madame Wahlmann ihn an, dann legte sie die Hand auf die erkaltende Stirn und fragte: „habe ich recht vernommen, Reinhardt will noch einmal die 4000 Thaler haben, und hat mich deshalb bei dem Gericht verklagt?"

"Ich muß leider diese Frage bejahen" antwortete in hohem Gefühl der langjährige Freund ihres Hauses.

"Und meine Tochter?" fragte mit Todesangst die gebeugte Frau.

"Hat, wie ich aus diesem Aktenstück ersehe, diese Forderung mit unterzeichnet."

"Barmherziger Gott, Du bist gerecht" rief in dumpfer Verzweiflung Madame Wahlmann, und stürzte wie leblos zu den Füßen des Herrn Hiller.
(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Erbe von Ferneg.



Es war eine finstre, grausige Nacht, als ich das Städtchen Kingscourt an der Grenze der Grafschaft Cavan verließ, um meine Reise in einer Gegend fortzusetzen, von der ich nichts weiter wußte, als was

mir der Wirth mitgetheilt hatte. Seine Beschreibung der Wege war durchaus nicht ermutigend, und ich würde seiner Bitte, im weißen Kreuz über Nacht zu bleiben, Gehör gegeben haben, wenn die Umstände es erlaubt hätten. Der alte Weg von Kingscourt nach Carrickmacross giebt uns den besten Aufschluß über früheren Landstraßenbau. Er geht gerade aus über Berg und Thal, und wird deshalb von unzähligen Schluchten und Vertiefungen unterbrochen, die in der erwähnten Nacht mit reißenden Bächen angefüllt waren. Mein Pferd war müde und ich nicht weniger, denn wir hatten bereits einen langen Weg zurückgelegt, und ich muß gestehen, wir waren häufig in Gefahr und — wenigstens einer von uns — beständig in Besorgniß, mit den zahllosen, halb aus dem Boden hervorragenden Steinen in eine halbschreckende Collision zu kommen, oder über Hals über Kopf in eins von den vielen Löchern zu beiden Seiten des Weges zu stürzen. Ich mochte etwa eine Stunde unterwegs sein, und ritt gerade einen sehr steilen Abhang hinunter, als ich einen jungen Menschen einholte, der desselben Weges ging, und die Mühe über die Augen gezogen hatte, um sein Gesicht einigermaßen gegen den heftigen Regen zu schützen.

"Eine raue Nacht, Herr!" sagte der Knabe, zu mir aufblickend, als er mein Pferd neben sich bemerkte; sein Ton und seine ganze Haltung bewies jedoch, daß er den Weg bei Weitem nicht für so beschwerlich hielt, als ich. Da er ein guter Fußgänger war, und ich wegen der Dunkelheit und der übrigen erwähnten Umstände langsam reiten mußte, so blieben wir beisammen, und ich fand in meinem jungen Freunde bald einen sehr angenehmen Reisegefährten. Es war etwas Offenes und Verständiges in seinem ganzen Wesen, was ihn bei seiner genauen Kenntniß der Gegend und Gebräuche des Volkes selbst unter so ungünstigen Umständen sehr interessant machte. Er war, wie er mir sagte, der Sohn eines benachbarten Gutsbesizers, und schien es für eine Sache zu halten, die sich von selbst verstehe, daß ich in seines Vaters Hause mein Nachtquartier aufschlage. Während wir uns über verschiedene Gegenstände unterhielten, an die mein Gefährte durch die Umgegend erinnert wurde, gelangten wir an einen Bach, der gerade über den Weg lief und durch die letzten Regengüsse so an-

geschwollen war, daß er ein bedeutendes Hinderniß für einen Fußreisenden sein mußte. Ich konnte bemerken, daß auf der einen Seite des Weges ein Brett darüber gelegt war. Der Knabe wollte sich jedoch nicht die Mühe nehmen, so weit aus dem Wege zu gehen, oder mein Pferd zu besteigen, wozu ich ihn bereits mehrere Male aufgefordert hatte, sondern ging ohne Bedenken knietief durch das Wasser.

„An dieser Stelle tödtete M'Mahon den Sassenagh,“ sagte er.

„Das war nicht Recht. — Warum nahm er ihm den sein Leben?“

„Ei, er konnte nicht anders,“ erwiderte der Knabe. „Es war eine unangenehme Alternative. Ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen, sobald wir in meines Vaters Hause angelangt sind; sie ist zu lang, und ich fürchte, es wird noch ärger regnen, als es geregnet hat.“

Seine Befürchtungen waren nicht ohne Grund. Der Regen hatte sich eine Zeitlang gelegt, kam jetzt aber in Strömen vom Himmel herunter. Der Knabe drang in mich, schneller zu reiten, da der Weg an dieser Stelle ziemlich eben sei, in fünf Minuten werde ich zu einem Wirthshause gelangen, wo ich auf ihn warten könne. Dies würde jedoch nicht sehr höflich von meiner Seite gewesen sein, und ein wenig Regen mehr oder weniger konnte von keiner Bedeutung sein, da ich bereits bis auf die Haut durchnäßt war. Wir langten bald bei dem Wirthshause an. Mein Gefährte ging voran, und ich folgte ihm in die große Küche, wo wir eine Anzahl Landleute um ein herrliches Torffeuer sitzen sahen.

„Macht Platz!“ rief mein Gefährte. Die Leute, welche an die einem fremden Herrn gebührende Aufmerksamkeit nicht erinnert zu werden brauchten, standen sogleich auf.

„Sind Sie heute Abend weit gereist, junger Herr?“ fragte einer.

„Nicht sehr weit,“ entgegnete der junge Mensch trocken.

„Bermuthlich in die Nähe von Magheroon?“ versetzte der andere mit schalkhaftem Ernst.

Der junge Mann erröthete, warf dem Menschen einen zornigen Blick zu, und wandte sich zu mir, um seine augenscheinliche Verlegenheit bei die-

ser Bemerkung zu verbergen. Ich mußte mit den übrigen lächeln, denn ich sah sogleich, was diese Anspielung bedeuten sollte, wurde aber traurig bei dem Gedanken, wie bald einige wenige Jahre verflossen seien, und wie sehr dieses Jünglings Herz und Phantasie dann verändert sein würden. Ich hielt es jedoch für Recht, die Unterhaltung von einem so delicates Gegenstande abzulenken, und erinnerte ihn deshalb an sein Versprechen, mir die Geschichte zu erzählen, von der er gesprochen hatte, als wir über den Bach gelangt waren.

„Das versteht er,“ sagte der Mann, welcher zuvor gesprochen, „er kann Ihnen alle Geschichten erzählen, die sich seit Oliver Cromwell oder tausend Jahre vorher zugetragen haben.“

„Das ist nicht zu verwundern,“ sagte ein Anderer, „verplaudert er nicht manche lange Winternacht mit den alten Weibern in der Gegend?“

„Pah! er kann zehnmal mehr Geschichten erzählen, als alle Weiber in Ferney. Ich glaube, er erdichtet die Hälfte davon selbst.“

„Seid Ihr fertig?“ fragte der junge Mann, der diese Unterredung über seine Kenntnisse geduldig angehört; „Euer Geschwätz muß für den Herrn sehr unterhaltend sein.“

Nach einigen Neckereien und witzigen Einfällen von Seiten der Leute, die meinen jungen Freund mit einer Art von respectvoller Familiarität zu behandeln schienen, fing dieser seine Erzählung an.

„Sie müssen wissen, daß Hugh Boc M'Mhaon zur Zeit der Königin Elisabeth von England seinem Bruder als Häuptling von Ferney folgte. Er war nicht nur der natürliche Erbe seines Bruders, sondern auch von der englischen Regierung als Herr der Grafschaft bestätigt worden; denn der letzte Häuptling hatte sie der Königin übergeben, die ihn in seine Würden und Besitzungen wieder einsetzte. Beim Tode seines Bruders hielt Hugh es für angemessen, nach Dublin zu gehen, um sich sein Recht bestätigen zu lassen; dies war jedoch die unglücklichste Reise, welche er je unternommen. Er wurde im Schlosse sehr übel behandelt, ohne seinen Zweck zu erreichen, bis der Statthalter, ein gewisser Sir William Fitzwilliams, endlich sehr freundlich mit ihm sprach, und erklärte, er wolle mit ihm nach Monaghan gehen und ihn selbst in sein Erbe einsetzen.“

M'Mahon hatte natürlich kein Arg, bezeigte Sir William seinen Dank, und reiste mit ihm nach Monaghan ab, wo der würdige Statthalter den Baron in Ketten legen und nach einem Scheinverhör vor seiner eignen Thür aufknüpfen ließ. Dieß war das Ende der M'Mahons als Hauptlinge und Männer von Macht und Ansehn. Ihre Ländereien wurden natürlich confiscirt und ihre Familie in die weite Welt hinausgestoßen. Nach dem sogenannten Revolutionskriege lebte eine Wittve in einem kleinen Häuschen, ungefähr eine Viertelmeile von dem Orte, wo wir jetzt sitzen. Ihr Gatte stammte in grader Linie von den Hauptlingen von Monaghan ab, war aber für König Jakob fechtend gefallen, und hatte, wie Sie sich denken können, seine Frau nebst einem Knaben eben nicht in den besten Umständen hinterlassen.

Das alte Schloß der M'Mahons war um diese Zeit im Besiß eines Obristen Banghan, der vor der Revolution ein Kamerad und vertrauter Freund des Majors M'Mahon gewesen war. Ihre Freundschaft war so groß, daß sie überein kamen, Banghan's älteste Tochter solle den jungen M'Mahon heirathen. Als jedoch der Krieg ausbrach, ergriff Banghan die Partei der Engländer, ohne indeß seine Gesinnung gegen M'Mahon zu ändern. Nach dem Tode des letzteren behandelte er dessen Sohn aus Achtung vor seinem verstorbenen Vater mit gleicher Freundschaft. Obgleich die Hindernisse, welche der beabsichtigten Verbindung entgegenstanden, unübersteiglich zu sein schienen — denn der junge M'Mahon war ein Katholik und unter dem Bann der neuen Geseze — so hatte ihn doch der Obrist beständig in seinem Hause, und hoffte sogar, ihn mit der Zeit zu bewegen, seine Religion zu verändern, um die Hand der jungen Dame und mit ihr die Güter seiner Vorfahren zu erhalten. Banghan hatte noch eine Tochter, und beide wurden, was Schönheit anbetrifft, in der ganzen Gegend von keinem Mädchen übertroffen. Die ältere war jedoch die liebenswürdigste. Sie soll die himmlischsten Augen gehabt haben, die je in eines Mädchens Kopfe geleuchtet; und wenn der arme M'Mahon sie mit ihren wallenden dunklen Locken in dem hellerleuchteten Ballsaale sah, so pflegte er sehr betrübt zu werden; den es drängte sich ihm der Gedanke auf, er werde die Hand der schönen Sassenagh nie er-

halten, wenn schon er ihre Liebe und ihres Vaters Wohlwollen besäße.

M'Mahon hatte einen Vetter, Namens Neal Nugent. Beide sahen sich von ihrer Kindheit an mehr als Brüder, denn als Vettern an, obgleich sie von ganz verschiedener Gemüthsart waren. Der eine war stolz, brav und der Sache der Religion, für welche sein Vater sein Leben aufgeopfert, getreu; Nugent dagegen war zwar auch brav, hielt es aber für hart, Alles um der Religion willen dahinzugeben, und sich von jeder Aussicht auf Ehrenstellen und Reichthümer auszuschließen, weil er zufällig katholische Eltern hätte. Er gab M'Mahon oft zu verstehen, es würde thöricht sein, wenn er auf eine so glänzende Verbindung um religiöser Skrupel willen Verzicht leisten wolle. Dieser Nugent war ein ehrgeiziger junger Mensch und dabei gescheit. Als er deshalb sein achtzentes Jahr erreicht hatte, erklärte er seinem Vetter, er habe sich entschlossen, nicht länger ein Slave zu sein und seine Jugend in den Bergen von Ferney zu vergeuden, sondern sich einen Namen in der Welt zu erwerben, und einer von den Herren des Landes zu werden, wo er jetzt mit Füßen getreten und verachtet werde. Das Ende hiervon war: er wurde Protestant, trat in die Armee, und avancirte sehr schnell. Inzwischen wurde M'Mahon nach wie vor als Ellen's Geliebter im Schlosse aufgenommen. Der Obrist hoffte noch immer, der junge Baron, wie er ihn nannte, werde sich in die Umstände fügen, und das einzige Hinderniß entfernen, welches seinem Glücke im Wege zu stehen schien. Ellen kannte ihn besser, und wußte, daß er selbst um ihretwillen die Religion seiner Väter nicht aufgeben würde. Endlich hielt es der Obrist für hohe Zeit, sich offen zu erklären. Er fragte deshalb M'Mahon eines Tages, wann er zu confirmiren gedenke, denn es sei kein Grund vorhanden, die Verbindung noch länger aufzuschieben. Dieß war eine harte Prüfung für den armen M'Mahon; er war jedoch vorbereitet, und erklärte dem Obristen, er könne nie seine Religion aufgeben; wenn er auf die Hand seiner Tochter verzichten müsse, so hoffe er, bald in einer andern Welt der Glückseligkeit theilhaftig zu werden, die in dieser auf immer für ihn verloren sei. Dieß verdroß den Obristen; er mußte aber anerkennen, wenn er sich auch selbst getäuscht, so habe M'Ma-

hon ihm doch nie weder durch Worte noch durch Handlungen zu der von ihm gehegten falschen Hoffnung Veranlassung gegeben; und wiewohl er ein stolzer Mann war, so traten ihm doch die Thränen in die Augen, als er seinem jungen Freunde die Hand schüttelte und ihn aus dem Schlosse reiten sah, das er nur noch einmal betrat. Es war jetzt eine öde Wohnung für die arme Ellen. Ihr Geliebter hatte ihr oft gesagt, es werde dahin kommen; denn obgleich man ihn in Ruhe und Frieden leben ließ, so war er doch in jeder andern Rücksicht wenig mehr, als ein Geächteter; da sie einander jedoch seit ihrer Kindheit geliebt, so konnte er den Gedanken nicht ertragen, sie zu verlieren, und suchte sich zuweilen zu überreden, er könne sich vielleicht, wenn er in fremde Dienste träte, zu einem Range emporschwingen, der sie einigermaßen für den Verlust des Erbes entschädigen werde, das sie aufopfern mußte, wenn sie ihn heirathete. Diese Hoffnung hatte ihn abgehalten, ihr Verhältniß schon lange zuvor abzubrechen; und er würde sie vielleicht verwirklicht haben; allein seine Mutter hatte außer ihm keinen Freund in der Welt, und er konnte sie natürlich nicht verlassen; auch war es jetzt zu spät, eine solche Carrière einzuschlagen. Nicht lange nach dieser letzten Unterredung mit dem Obristen Banghan wurde Nugent eine Garnison in dieser Gegend angewiesen. Er war nun drei oder vier Jahre in der Armee und ein junger Mann von schönem Aeußern; gehörte jedoch leider zu denen, welche gegen alte Zeiten und alte Freundschaft gleichgültig sind. Als er deshalb fand, daß das Verhältniß zwischen Ellen und seinem Vetter abgebrochen war, glaubte er, es würde kein übler Plan sein, wenn er selbst um die Hand der Erbin anhielte. Er stand jetzt in großer Gunst bei der Regierung, und hatte gute Aussichten auf Beförderung. Der Obrist gab deshalb nach einiger Zeit seine Einwilligung, und das arme Mädchen mußte die Werbung eines Mannes gestatten, welcher wohl wußte, wie sehr ihr Herz an seinem Nebenbuhler hing. Endlich wurde der Tag zur Hochzeit festgesetzt. Ellen und M'Mahon waren seit dem Tage, wo dieser die Unterredung mit ihrem Vater gehabt, nicht wieder zusammengekommen, und hatten nicht geglaubt, daß sie sich je wieder sehen würden. Am Abend vor dem zur Hochzeit anberaumten Tage

— es war gerade eine Nacht wie diese — saß das unglückliche Mädchen in ihrem Zimmer, als die Thür geöffnet wurde, und ihr Geliebter bleich wie ein Geist vor ihr stand. Sie schrie und sprach nicht, aber ihre Lippen erblaßten, und sie heftete ihr großes schwarzes Auge auf ihn, als wenn sie glaubte, sein Geist sei gekommen, um die versprochene Hand zu fordern. Endlich trat M'Mahon zu ihr, und sagte, er sei gekommen, um auf ewig von ihr Abschied zu nehmen; als sie aber von vergangenen Zeiten sprach und an die Zukunft dachten, wurde ihre Liebe allgewaltig, und Ellen verließ ihres Vaters Schloß, um mit dem Geliebten zu wandern, wohin das Schicksal sie führen möchte. M'Mahon hatte sein Pferd in einem benachbarten Gebüsche stehen lassen, der Diener, welcher ihm Zutritt verschafft hatte, kam in einigen Minuten mit einem Pferde für die Dame nach, und sie ritten davon so schnell sie konnten. Ihre Flucht wurde jedoch bald entdeckt, und ihnen in allen Richtungen nachgesetzt; denn über den Weg, welchen sie eingeschlagen hatten, konnte man nichts ausmitteln. Nugent machte gerade im Schlosse einige Angelegenheiten mit dem Obristen ab, und hatte einen sehr vertrauten Freund bei sich, einen Offizier aus einer angesehenen Familie. Dieser und Nugent waren natürlich die eifrigsten unter den Verfolgern, schlugen aber verschiedene Richtungen ein. Als der Offizier den Weg entlang ritt, den Sie heute mit mir zurückgelegt haben, hörte er eine kurze Strecke vor sich Pferdegetrappel. Er spornte deshalb sein Pferd an, und war beinahe in Pistolenschußweite von M'Mahon, als dieser mit der Dame den Bach erreichte, über den wir, wie Sie sich erinnern werden, heute kamen. Er hatte die Vorsicht gebraucht ein Hifthorn mitzunehmen. Sobald er die Flüchtlinge gewahr wurde, stieß er ins Horn, um die Nachgehenden, welche in der Nähe sein möchten, herbeizurufen, und forderte M'Mahon auf, sich zu ergeben, sonst werde er auf ihn schießen. Es war keine Zeit zum unterhandeln. Sie hörten in der Entfernung Pferdegetrappel, welches sich näherte. M'Mahon war an der einen Seite des Baches und sein Verfolger gerade im Begriff, an der andern hineinzureiten. Er kehrte sich um, zog ein Pistol aus dem Gürtel, und schoß den Offizier todt. M'Mahon

sprenge hlerauf mit seiner Geliebten weiter; wohin sie aber ritten, hat Niemand jemals erfahren; denn er war wohl bekannt mit allen Beiwegen und geheimen Pfaden in der ganzen Gegend. Als die Reiter sich vor Tagesanbruch im Schlosse einfanden, brachten sie dem Obristen die traurige Nachricht von dem Tode des jungen Offiziers und ihren fruchtlosen Bemühungen, die Flüchtlinge einzuholen. Dieß brach den alten Herrn das Herz. Er hörte nichts wieder von dem Wesen, das er über Alles in der Welt geliebt, noch dem unglücklichen Genossen ihres Schicksals. Mahon wurde natürlich geächtet; aber obgleich von den Verwandten des jungen Offiziers und den Sassenagh-Herren überhaupt, welche höchst entrüstet darüber waren, daß ein Papist die Verwegenheit gehabt, eine Dame von Stand und Vermögen zu entführen, alle ersinnlichen Maaßregeln getroffen wurden, um ihn aufzufinden und festzunehmen, so blieben ihre Bemühungen doch frucht-

los; es konnte keine Spur von dem unglücklichen Paare aufgefunden werden. Banghan hatte, wie ich Ihnen sagte, noch eine andre Tochter, die zwar nicht so schwärmerisch wie ihre Schwester Ellen, aber ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit war. Diese war jetzt natürlich die Erbin der väterlichen Güter. Nugent übertrug seine Liebe in Kurzem auf sie, und verheirathete sich bald darauf mit ihr. Der alte Obrist starb nicht lange nachher, und Nugent wurde Herr des schönen Schloßes, während die Dame, welche es hätte zieren sollen, keine andre Wohnung hatte, als die Schlupfwinkel des Geächteten. Nugent erlangte jetzt viel Macht und Einfluß in der Gegend, wurde zum Friedensrichter ernannt, und zeigte sich sehr thätig bei der Ausrottung der Banden von Geächteten, welche sich in jener Zeit sehr furchtbar machten und die Edelleute in beständiger Angst und Besorgniß erhielten.

(Fortsetzung folgt.)

Volksmelodien der Finnen.

(Fortsetzung.)



umala ist bei den Finnen und Esten keine besondere Gottheit, sondern Gott, der Unsichtbare, der Urgrund alles Geschaffenen. Ukko, der Alte, ist der Gott des Donners und übertrifft an Alter den Stammvater der Finnen: Fornister. Wainämöinen, eine der höchsten Gottheiten, ist das gute, lichte Princip, der Urheber der ganzen geistigen Kultur der Finnen, er brachte das Feuer zur Erde, er theilte den Menschen die Kunst des Gesanges mit und gab ihnen die Freude bringende Harfe. Er sang die Gründung der Welt und die Luft erzitterte bei seinem Gesange, die Berge hallten ihm wieder. Er beklagte die Nichtigkeit des menschlichen Lebens und die Sterblichen vergossen Thränen. Steinherzen bewog er zum Mitleid und sorgenvolle Gemüther zur Freude. Jäger und Fischer riefen ihn an, mit dem Klange seiner Saiten ihre Beute herbei zu locken. Das schöne Sternbild Orion hat bei den Finnen den uralten Namen: Wainämöinen's Schild. Ilmarinen ist sein jüngerer Bruder, der Gott der Luft und des Windes, er herrscht über Feuer und Wasser. Der greise Kame ist beider Vater. Sakkamieli ist die Göttin der Liebe. Berge und

Wälder sind mit guten und bösen Genien bevölkert, Nymphen leiten die Gestirne, und den Mond: Kuu. Wassernymphen, Nalkki, zeigen sich auf Steinen in den Flüssen und schmücken ihr goldiges Haar. Sie lassen ihre Gesänge hören und locken damit Kinder und Badende in den Abgrund, wo sie von ihnen erdrückt werden und ihr Blut lassen müssen.

Die Erfindung des Kantele wird folgendermaßen erzählt. Bei einer abenteuerlichen Wasserfahrt Wainämöinen's und seines Bruders Ilmarinen hält das Boot plötzlich an — ein gewaltiger Hecht ist es, von dem es gehemmt wird. Wainämöinen tödtet ihn und formt aus seinen Gräten eine Harfe, welche er mit Saiten bezieht, gemacht aus dem Schweifhaar eines wilden Hengstes des bösen Geistes Lempo. Diese Harfe, Kantele, hat nun den schauerlich erhabenen Klang der Wellen, denen ihr Körper entnommen, und das düstere Seufzen des Waldes, in dem die Saiten gewachsen. Wainämöinen reicht die vollendete Harfe den Greisen dar; sie versuchen, sie zu spielen, doch ihr Kopf zittert, und der Ton der Freude wird nicht zur Freude. Er reicht sie den Jünglingen dar; auch diese versuchen, sie ertönen zu lassen, doch ihre Hand zittert, und der Ton der Freude wird nicht zur Freude. Der heitere Luminkainen, der vielgeschickte Ilmarinen und alle Bewohner zu Poh-

jola*), Männer und Frauen, Alte und Junge, entlocken ihren Saiten nur unharmonische Töne. Der Greis erwacht davon aus seinem Schlummer und ruft: Quält die Harfe und betäubt meine Ohren nicht länger; wenn die finnische Harfe nicht harmonischer klingt, so werft sie in die Wogen des Meeres; laßt sie ruhen, oder gebt sie in die Hand des Meisters. Der weise Wainamöinen reinigt nun seine Hände, legt sich auf einen Felsen am Ufer der silbernen Wellen, legt die Harfe an das Knie, erfaßt sie mit seinen Händen und ruft mit lauter Stimme: Kommt herbei und hört, Alle, die ihr den Zauber des Gesanges noch nicht kennt! — Und seine Finger laufen leicht über die Saiten und seine Stimme erhebt sich in die Lüfte. Der Ton der Freude wird nun zur Freude! Die Thiere des Waldes halten ihren Lauf an und die Vögel der Luft ihren Flug. Der Eber lauscht aus seinem sumpfigen Lager, der Bär verläßt seine Höhle im Fichtenwalde, stürzt sich auf die Umzäunung des Waldes — sie bricht zusammen und der Bär klettert auf die Bäume und wiegt sich auf ihren Zweigen zu den Freudentönen Wainamöinen's. Der alte Herr des Waldes, der düstere Tapio mit langem Barte, nähert sich und lauscht den niegehörten Tönen, gefolgt von allen Thieren, deren Beherrscher er ist. Seine Gattin zieht die blauen Strümpfe an, knüpft die rothen Bänder ihrer Schuhe fest, besteigt eine Birke und wiegt sich in den Zweigen zu den süßen Melodien der Saiten. Alle Thiere des Waldes, alle Vögel der Lüfte kommen herbei und lauschen den Zauberklängen. Der Adler schwingt sich aus seiner Höhe, der Geier aus den Wolken, die Möve bleibt gebannt auf den Wellen, der Schwan verläßt die See, die kleinen Finken, die Lerchen und Zeißige fliegen herbei und lauschen auf den Schultern des Gottes. Die Sonne mit ihren blendenden Strahlen, der Mond mit seinem sanften Lichte halten ein in ihrem Himmelslaufe und beleuchten die tönende Harfe. Alle Fische der Gewässer bewegen ihre Flossen und nähern sich den Tönen. Die Lachse und Forellen, die Hechte und Robben kommen herbei; die kleinen Fische alle schwimmen an den Rand des Ufers, den Gesang Wainamöinen's zu vernehmen. Atho, der König der Wellen, der Greis mit grünem Barte, kommt herzu auf Perlenmutterthrone; die schöne Königin der Gewässer kämmt ihr langes Haar mit goldenem Kamm und trocknet es mit silbener Bürste — der harmonische Gesang drang in ihr Ohr und der goldne Kamm entfällt ihren Fingern, die silberne Bürste entschlüpft ihrer Hand; schnell erhebt sie sich über die Wellen, stützt sich an einen Felsen und lauscht den hinreißenden Tönen des Kantele, den Zaubermelodien des Gesanges. Die

*) Pohjola, der Norden, heilige Gegend der Finnen wo selbst die Unterwelt.

Helden, die hartherzigen Männer, die Frauen alle sind ergriffen, bis zu Thränen. Die Alten und die Jungen weinen, die Gatten und die Freien, die Mädchen, Jünglinge und kleinen Kinder, Alle weinen bei den rührenden Tönen der finnischen Harfe. — Auch Wainamöinen weint; sanft entspringt die Quelle der Thränen seinem Herzen, sie erfüllen seine Augen und rinnen hinab, zahlreicher als die Früchte des Waldes, als die Köpfe der Lerchen, als die Eier, des Birkhuhns; sie rinnen auf seine breiten Wangen, auf seine starke Brust, auf seine Knie und auf seine Füße; sie dringen durch seine fünf wollenen Leibchen, durch seine sechs goldenen Gürtel, seine sieben blauen Kleider, seine acht langen wollenen Röcke; sie rollen an das Ufer der Wellen, sie fallen in die flüssigen Fluthen und gestalten sich zu Perlen.

Wainamöinen hat seinen Gesang beendet und legt die Harfe in das Boot. Mit seines Bruders Hülfe raubt er der Hexe Lubi einen kostbaren Talisman. Schon erblicken sie wieder die Pforten ihrer Wohnung und Wainamöinen stimmt einen Freudengesang an — als die böse Zauberin den gewaltigen Ulko zu Hülfe ruft. Mit mächtigen Sturme erhebt dieser die Wogen und verschlungen wird von ihnen die geliebte Harfe Wainamöinen's. Erschrocken seufzt Ilmarinen und klagt, daß er sich dem falschen Meere anvertraute; doch sein weiser Bruder tröstet ihn und spricht! Thränen reißen uns nicht aus der Gefahr, Seufzer retten uns nicht aus den bösen Tagen. —

Nach vielen Kämpfen und Abenteuern siegen endlich die Brüder, entfesseln Sonne und Mond, welche von der Hexe verfinstert waren und der Gott der Töne stimmt einen Triumphgesang an. — Doch seine Harfe fehlt ihm. — Mit gebeugtem Haupte durchstreicht er einst die Felder und gedenkt der Wonne, mit welcher er wieder die melodischen Saiten rühren würde. Da erblickt er eine einsame Birke, welche seufzt und klagt. Er fragt warum sie trauere, und die Birke antwortet: Ich weine weil ich hier am öden Orte verlassen und ohne Stütze stehe. Im Sommer foltern und verstümmeln mich die grausamen Hirten. Sie schlagen meinen Stamm und berauben mich der Zweige. Schon dreimal fiel in diesem Jahre das Beil auf mein Haupt, auf meine Seiten und meine Kerne. Darum weine ich und werde weinen mein Leben lang — einsam und ohne Stütze, hier am traurigen Orte, im rauhen Winter. Jedes Jahr wandelt mich der Schmerz um, mein Haupt ist voll Traurigkeit und mein Antlitz verwelkt in den kalten Tagen der trüben Jahreszeit. Der Sturmwind beraubt mich der Blätter, und kalt wird der Winter mich anhauchen; schwach und entblößt werde ich sein, dem rauhen Nord zum Spiele. — Tröste dich, sprach der mitleidige Gott, ich will deinen Schmerz in Freude kehren und sanfte Harmonien sollen deine Zweige aushauchen. — Und

aus den Zweigen der Birke formt sich Wainamöinen eine neue Harfe. — Wieder irrt er durch die Felder und ein junges Mädchen kommt ihm entgegen, mit Seufzen Worte der Liebe murmelnd. Junges Mädchen, sagt er zu ihr, mache mir ein liebes Geschenk, gib mir fünf von deinen Haaren. Lächelnd senkt sie den Kopf und reicht ihm die schönen langen Haare, welche er begehrte. Und er macht daraus die Saiten seiner Harfe, und seine Lieder erschallen von Neuem. Die Hügel beugen sich in das Thal, ihn zu hören, die kupfernen Berge erbeben, die Felsen hallen seine Accorde nach, die alten Bäume tanzen im Kreise um ihn. In sechs Dörfern, in sieben Orten hallt sein Gesang wieder. Der Abler hört ihn und verläßt die Brut seines Nestes, die hohen Fichten neigen sich demüthig, als der Gott der Töne unter ihren Zweigen geht.

Durch andere jener alten Gesänge erfahren wir noch, daß Wainamöinen die Tochter Luhi's liebte, diese aber seinen Bruder Ilmarinen ihm verzog. Zur Hochzeit sind alle Armen und Kranken eingeladen, und da die Braut auch Sänger dort zu sehen wünscht, so kommt der geschmähte Wainamöinen selbst mit seiner Harfe und läßt seinen Gesang erschallen drei Tage lang. — Ilmarinen setzt sein Weib in den Schlitten und führt sie in seine Hütte. — Die Feste beginnen von Neuem, und abermals verherrlicht sie Wainamöinen mit seiner Harfe. — Die gewaltige Macht seines Gesanges beschreiben die folgenden, den finnischen Runen entnommenen Verse:

Alter Wainamöinen einstens
Und der junge Joukkowainen
Trafen auf 'nem Weg zusammen;
Schlittenstange traf auf Stange,
Kummet festet sich an Kummet.

Da sagte Joukkawainen in seiner Jugendhize:

Der mag nun den Weg behalten,
Der das Mehrere mag wissen!
Der mag weichen nun vom Wege,
Der das Mindern mag wissen!
Welch ich, wie das Meer gepflüget ward,
Land getheilt in Akerücken,
Aufgestellt der Beste Pfosten,
Aufgehäuset hohe Berge,
Steine aufgebau't zu Hügeln.

Aber Wainamöinen bewies, daß er älter war, und ergriff Joukkawainen, ihn in's Meer zu werfen, sagend:

Kinderweisheit, Weibsgedächtniß,
Aber nicht 'nes härtil'gen Helden!
Von mir ward das Meer gepflüget,
Land getheilt in Akerücken,
Aufgestellt der Beste Pfosten,
Aufgehäuset hohe Berge,
Steine aufgebau't zu Hügeln.

Jener lockte darauf Wainamöinen, zu singen, sagend:

Sing', o sing', Du Wainamöinen!
Summe, Du Edelgebörner!
Doch der alte Wainamöinen
Gab genug bestimmte Antwort:
Ist's zu früh für mich, zu singen,
Noch zu früh, Freude zu wecken!

Als aber jener nicht abließ, ihn zu bestürmen, sang Wainamöinen, und so wird davon gesungen!

Kopf erzittert', hebt' Kinulade,
Spalteten sich Stein' am Strande,
Klippen auf dem Berge frachten,
Als Wainamöinen sang nun.
Entzwei sprangen Nordens Pforten,
Brach entzwei der Beste Wölbung,
Als Wainamöinen sang nun.

Endlich drang das Christenthum in jene bunten Mythen. — Die Jungfrau Maria, der Erlöser erscheinen, die süße Marietta, die Hirtin, läßt ihr Kind von einem Priester taufen, und das Kind wird nun König des Waldes, Herr der reichen und fruchtbaren Inseln. Traurig und verstört zieht der alte Wainamöinen sich zurück, baut ein Schiff von Eisen, schiffte weit hinweg und verbirgt sich in die innersten Regionen des Himmels. Aber seine Harfe läßt er in Finnland, seine wundervolle Harfe, welche die Liebe singt und das Herz erfreut.

Die neu aufgehende Sonne des Christenthums vermochte jedoch nicht, die Nebenbilder des alten Glaubens alle zu verschleichen. Noch jetzt erzählt der Greis seinen Enkeln die verwirrten Züge jener dunklen finnischen Mythologie, und mischt die Legenden der katholischen Heiligen hinein. In vielen alten Gesängen ist das Heidenthum mit dem Katholicismus noch innig verschmolzen. So werden Kiwutar und Maria in demselben alten Beschwörungsliede angerufen:

Kiwutar, der Krankheit Dirne!
Wind' die Plag' in deine Binden,
Winde um die Brust die Schmerzen!
Führ' sie springend zu dem Bache,
Springend sie zu deinem Bache!

Maid Maria, kleine Mutter!
Komme eilend, gehe eilig!
Du hast hundert Knochenstücke,
Hundert Stücke starker Sehnen,
In den Armen Aderknäuel,
Schwielenhaufen im Ellbogen.
Leg' von Kempo's Baume Blatt drauf,
Blatt der Goldneckros' ausdrücke!
Lege auf des Schöpfers Flechten,
Wind' darum des Schöpfers Binden!

So schwört das Eisen, unter dem Hammer Ilmarinen's, beim Namen Jesu:

Ilmarinen selbst, der Schmiedgott,
Schmiedel's hurtig, hammer's schmeidig,

In der gar thürlosen Schmiede,
In der Schmiede ohne Fenster;
Sieht d'rauf, auf und ab es wendend:
„Hoi! du armes, armes Eisen!
Armes Eisen, Erzbestandtheil!
Damals warst du gar nicht groß noch,
Als du schwanktest in dem Sumpfe,
Als gebracht du wardst zur Schmiede,
Ausgestreckt wie Waizenteig wardst,
Als wie frischer Teig du gohrest,
Als ich trieb dich in die Esse.“
Schwor das Eisen schweren Eidschwur:
„Bei des Jesus Fuß Verderben,
Von mir sollt' nicht Böses werden,
Wenn du liehest mich vollreifen!“

Die Finnen, besonders im Norden, sind durch ihre Beschwerden und Zaubereien von jeher berühmt gewesen. Sie sollten mit dem Teufel im Bunde stehen, und im Mittelalter galt der Name: Fenne, so viel wie Hexenmeister. Sie konnten die Sonne mit Wolken umhüllen, die die Wellen erheben und den Sturm erwecken; sie verkauften den in einen Strick mit drei Knoten geknüpften Wind an die Seefahrer. So erzählt P. F. v. Suhm in seiner historischen Darstellung der nordischen Fabelzeit, daß Arngrim (um 335 n. Chr.) mit einem Kriegsheer nach Finnmark zog, die Ruhe des dort wohnenden friedlichen, unschuldigen Volkes zu stören. Er kämpfte drei Tage lang mit ihnen, und durch ihre Zauberkünste machten sie ihm den Sieg schwer. Als er sie den ersten Tag in die Flucht gejagt hatte, warfen sie ihm im Fliehen drei Felsstücke in den Weg, die groß wie Berge waren. Den anderen Tag machten sie es eben so mit einem Schneeballen, der sich in einen großen Strom zu verwandeln schien. Aber den dritten Tag wußten sie Nichts mehr und ergaben sich daher. In Finnland wurden noch im 17ten Jahrhundert viele Hexenprozesse abgehandelt, und noch jetzt tauchen hin und wieder Gerüchte von Wunderthaten finnischer Zauberer und Wahrsager auf, welche Tietäjät, Indomiehet, Welhot und Noidat (gleich den lappländischen Hexenmeistern) genannt werden. Noch jetzt besteht die Heilkunst der Finnen fast nur in Beschwörungen, welche zu Fluch und Segen angewendet werden. Die Zaubergesänge werden Lugut, Lesungen, genannt; unter seltsamen Gebärden werden sie langsam und feierlich recitirt. Dabei werden die Glieder verdreht, es wird mit dem Munde geblasen und mit den Füßen gestampft. Oft werden sie auch kniend, mit entblößtem Kopfe, gemurmelt. Sie heißen auch Sanat, kräftige Worte; sie dringen auf den Ursprung, auf die Geburt (Synnty) des Gegenstandes, und man glaubt dann die so erforschten Elemente, Körper, Thiere und Uebel beherrschen zu können. Diese Gesänge werden für so wirksam gehalten, weil sie noch aus der Zeit der alten Götter herstammen; als nun die mächtigeren Gestalten des

Christenthums auftauchten, rief man, um ganz sicher zu gehen, diese mit jenen zusammen in derselben Rune an.

Der älteste Sinn der scandinavischen Runen ist Geheimniß (Rune), und alle späteren Bedeutungen desselben Wortes deuten stets auf diesen Ursprung hin. Die nordischen Volkslieder des Mittelalters bezeichnen mit Runor Zauberslieder, geschriebene Beschwörungen und Gesänge überhaupt, deren Wunderkraft höchst poetisch geschildert wird. In dem ältesten scandinavischen Gedichte legt Odin selbst Runen und singt Zauberslieder, und die ältere Edda erzählt von der Zauberkraft der Lieder*). Die Riesin Harthgrepe bediente sich der Runen, um einen Todten aufzuwecken**), und in einem alten nordischen Gesetz findet man bei Strafe der Landesverweisung und Verlust des Eigenthums verordnet, daß Niemand mit Runen, Wahrsagerei, Zaubergesang und dergleichen Irthümern solle zu thun haben***).

Die folgende Schlangen-Beschwörung, Mavon Luku, ist eine jener ältesten finnischen Runen, deren D. v. Schröter mehrere mittheilt:

Schwarze Ratter, erdengleiche,
Tod, gehaarte Holzwurms-Made!
Glaubtest Du Dir Holz zu beißen,
Weidenrinde anzustechen,
Stechend in die Haut des Menschen?
Komm, zu kennen Deine Arbeit,
Da Du selber böß' gehandelt,
Zu verbessern Deine Mißthat!
Heilen kannst Du, da Du's kenneß,
Schmerzlos es inwendig machen;
Daß nicht Schmerz gefühlt wird oben,
Wende die verkehrten Häute,
Daß die Wunden sich nicht säuern,
Daß die Schäden nicht verschlemmen!
Wo die Haut Du abgebrochen,
Möge Haut dahin neu wachsen!

(Schluß folgt.)

Gegen den Strom,

Roman von Louise v. Gall.

(Bremen. Schödtmann. 1851).



Albert, Erbprinz des verarmten und mediatisirten Fürstenhauses von Weilburg, faßt eine Neiz-

*) S. Herder's Stimmen der Völker. 12., 1828. II. pag. 142 und 144.

**) P. F. v. Suhm, Gesch. der Dänen. 1793. 8. I. p. 151.

***) G. G. Geijer. Schwedens Urgeschichte. Sulzbach, 1826. 8.

gung für Agnes von Stein, der Tochter eines edlen, hochangesehenen Beamten am Hofe seines souverainen Fürsten, wirbt, immer in den Schranken sublimen Konvenienz, um ihr Herz, so wie es die erste jugendliche Liebe zu thun pflegt, ohne Bewußtsein bestimmten Zwecks, ohne Bewußtsein des zwischen ihnen sich klüftenden Standesunterschiedes und ohne Gedanken daran, daß sein ahnenstolzer Vater in eine Mißhe niemals einwilligen werde, und schon ist er nahe daran, die mädchenhafte Sprödigkeit zu überwältigen und ihr das erröthende Geständniß der Liebe abzugewinnen, als er durch eine Koketterie Alles wieder verdirbt. Sie weist ihn von sich, und da ihr Vater mit dem Hof und der Regierung durch seine biedere Gradheit verfeindet wird, beschließen sie Beide, die peinlichen Eindrücke der Residenz hinter sich zu lassen, und sich in Ungarn anzusiedeln. (Erstes Buch). Auch Albert verläßt die Hauptstadt und wendet sich nach dem Sitze seines Vaters, den er, seit der Trennung von Agnes erst recht seiner Liebe sich bewußt, für dieselbe zu gewinnen hofft: dort findet er Wilhelm Rose, den geliebten Pflegeohn seiner Tante, der altjungfräulichen, gelehrten, aber edelgesinnten Fürstin Rosalie, und entdeckt die Liebe des Bürgersohnes zu seiner Schwester, Prinzessin Ludmille, die er zu trennen sucht. Seine Obacht macht Wilhelm störrischer, Ludmille listiger, und Jener beschließt mit Dieser zu fliehen. Alberts Sorge wendet sich indeß auf sich selber, weil der Vater die Einwilligung verweigert, und lenkt seine Aufmerksamkeit von den Liebenden ab. Aber Ludmille war es mit ihrer Liebe kein Ernst. Die Intriguantin verräth erst Wilhelms Fluchtvorschlag an Rosalie, und betrügt ihn dann selbst, indem sie ihn, unter dem Vorwande, ihm folgen zu wollen, abzureisen treibt, aber an dem zum Zusammentreffen bestimmten Orte sich nicht einfindet. Den Zusammenhang ahnend, eilt Wilhelm aufs Schloß zurück, entdeckt Ludmillens Untreue, söhnt sich mit Rosalien (deren hohe Liebe zu ihm er erst jetzt ganz erkennt, wovon er so entzückt wird, daß er ihr einen tollen, verständig abgewiesenen, Heirathsantrag macht), und mit Albert, der mit dem Vater in Unfrieden lebt und in östreichische Kriegsdienste austreten will, und begleitet ihn nach Wien. (Zweites Buch). Indessen hat die Familie Stein sich in Ungarn angekauft, und dieses Land und Manche seiner trefflichen Bewohner kennen gelernt. Agnes hat an Elisebeth Serenyi eine Freundin und Gesellschafterin gefunden, an deren Hand sie sich mit dem thätigen Treiben eines stillen Landlebens und mit dem Umgang einfach-edler Menschen befreundet. Ihre Liebe zu Albert, den sie um seines kleinlichen Spieles willen Ihrer nicht mehr für würdig hält, bekämpft sie, und widmet sich ganz der Sorge um ihren Vater. Da führt ihr der Zufall Wilhelm entgegen, welcher sich aus Wien

in das interessante Ungarn begeben hat. Der im Schmerzenssturm erstarrte Mann, verachtet seit Ludmillens Betrug das Frauengeschlecht, und begegnet ihr anfangs mit starrer Kälte und spitzem Sarkasmus; jedoch entwickelt sich allmählich ein duldsam-vertrauliches Verhältniß. Plötzlich stirbt der alte Vater, und Wilhelm verlobt sich mit der einsamstehenden Verwaisten am Bette des Todten. (Drittes Buch). Die Scene spielt in Ungarn weiter, aber die Zeit ist um sechs Jahre vorgerückt. Agnes ist Wilhelms Weib, und lebt mit dem nunmehr berühmten Arzt in Pesth. Der aber ist Frauenhasser geblieben, und mißhandelt die Arme durch schändliche Mißachtung, welche sie duldsam, fast ohne zu fühlen, erträgt. Wir stehen mitten in den Ungarischen Unabhängigkeitskämpfen. Eines Tages wird Wilhelm zur jungen Frau eines alten Grafen gerufen; er eilt hin und findet Ludmille. Sie ist unglücklich verheirathet, liegt jetzt sterbenskrank, und will nur Wilhelms Verzeihung, um sterben zu können. Er aber eilt von ihr fort, tiefste Enttäuschung im Herzen. Nach seiner schroffen Weigerung, Ludmille noch einmal zu sehen, geht Agnes selbst zu ihr, und findet die Arme schwer gebeugt und in hartem Gram der Reue moralisch gebrochen; zugleich mit ihr trifft Rosalie ein. Da ertönen plötzlich die Schreckenstimmen der Revolution von der Straße herauf, der volksfeindliche Graf flieht, und giebt die verlassenen Frauen Preis, und wer weiß was aus ihnen würde, wenn nicht Wilhelm herbeikäme, um Agnes beizustehen. Um Rosaliens Willen erbarmt er sich und trägt Ludmille aus dem Hause und durch die stürmische Volksmenge in sein Haus. Aber mehr gewinnt sein Abscheu nicht über sich. Der Gehasteten Mittel und Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen, läßt er sich nicht bewegen; Agnesens Großmuth muß auch hier vermittelnd eintreten und selbst handeln. Bald nach der Abreise der Schützlinge sieht auch Agnes Albert wieder — als einen Sterbenden: in einem Duell, zu dem ihn seine Großmuth geführt hat, wurde er tödtlich verwundet. Sie söhnt sich mit ihm aus, und pflegt ihn bis zum letzten Athemzuge, worauf sie eilt, den indessen gefangen genommenen und schwer bedrohten Gatten aus dem Kerker zu befreien, indem sie Hainau selbst die Entledigungsordre abzwingt. „Was sechsjährige Treue, Liebe, Hingebung und Duldung nicht vermochte, vollbrachte eine kühne That — sie gewann dasjenige, dessen Mangel ihr Unglück gewesen, die Achtung ihres Gatten.“ (Viertes und letztes Buch).

Dies ist das Schema eines talentvollen und in Beziehung vieler Einzelheiten lobenswerthen Buches, und wir haben es so detaillirt dargelegt, um zu zeigen, daß diesem Buche, bei allen guten Eigenschaften doch ein nothwendiges Requisit abgeht, um ein

kunstgerechtes Ganze zu sein, nämlich die Einheit. Die Idee des Anstrebens in der Liebe „gegen den Strom,“ konventioneller und Standesrückichten ist hier im ersten und zweiten Buche sehr glücklich angeschlagen, und (so vielfach und mit so außerordentlichem Erfolge auch dieselbe anderweit schon behandelt worden sein mag) mit so viel Feinheit, Gewandtheit und Spannung, angeregt, mit einer so gefälligen Darstellungsweise behandelt, daß wir uns erfreut und gefesselt fühlen und mit Spannung dem Fortgang der Geschichte im zweiten Bande entgegensehen. Aber unsere Erwartung wird von dem Augenblick an, wo die Lösung des angeknüpften Knotens eintreten sollte, getäuscht. Die verständige Grundlage des Romanes geht in die verwirrten und ziellosen Wege eines Labyrinthes über, aus dem wir uns nicht herausfinden können; das Interesse wird durch diese Trisfahrt verwirrt, die Charaktere des Romanes selbst verschwimmen und fahren durcheinander, die Ausführung und Behandlung des Erzählten wird, je weiter gegen das Ende je skizzenhafter, und am Ende des Buches müssen wir uns mit Schmerz gestehen, daß wir nicht nur den Faden, an welchem jedes künstlerisch gedachte Gedicht den Leser ohne Anstoß und mit zweifelloser Sicherheit hindurchführt an ein vorgestecktes Ziel, sondern dieses Ziel selber vermissen. Selbst der Geist, die frische Lebendigkeit erlahmt mehr und mehr, und springt immer seltener in scharfen Schlaglichtern, pikanten Gedanken und Situationen zu Tage. So ist der Gesamteindruck, den die Lektüre des „gegen den Strom,“ macht, gleich einer Wanderung, die uns anfangs durch eine schön behaute, anmuthige Landschaft hindurch, später in eine ungeordnete Wildniß führt. Dort finden wir hie und da schöne Gruppen, manche liebliche Ruhepunkte für das Auge und überall das Walten eines ordnenden Geistes; hier begegnet dem Blicke nichts, als der Trieb einer willkürlich schaffenden Natur, die, weil ihr das Eminente und Gewaltige abgeht, nur verwirrend und für den gebildeten Sinn unbefriedigend ihre Elemente durcheinander wirft.

Schon auf der ersten Seite des dritten Buches, wo wir uns auf ungarischem Boden befinden, auf dessen nachmalige Bedeutung anfangs hingewiesen wird, begegnen wir dem Geiste der Sympathie für ein großes, unglückliches Volk und diese Sympathie reißt die Verfasserin zu Excursen und Schilderungen hin, deren touristischen Werth wir nicht bestreiten, dagegen ihre Zweckmäßigkeit im Rahmen des Romanes, den wir vor uns haben. Reiseszenen, in denen Agnes von Stein auf dem Wege nach der neuen Heimath gezeigt wird, führen uns selbst vom Wege der begonnenen Geschichte ab. Zahlreiche charakteristische Züge und Anekdoten aus den Tagen vor und während und nach den Be-

freiungskämpfen sind gut gewählt, lebendig und bezeichnend aufgefaßt; allein abgesehen davon, daß sie doch allesammt nicht hinreichend sind, ein rechtes Bild und würdiges Gemälde der denkwürdigen Ereignisse abzugeben, können sie nicht einmal das sein, was wohl die Verfasserin beabsichtigte, ein passendes Terrain, ein geeigneter Hintergrund für die Kämpfe „gegen den Strom“ des Konventionellen; denn in solchen Zeiten und Umgebungen schrumpfen diese kleinen Rückichten in Nichts zusammen und machen ganz anderen geistigen Bewegungen Platz, und Neigungen und Privatwünsche gehen entweder auf in dem allgemeinen Drang großer Gedanken und Entschlüsse (wie in Elisabeth) oder nähren sich (in bedeutenderen Gemüthern) an jenem Drang zu einer Größe und Macht hervor, welche selbst Träger und Hebel neuer großer Entschlüsse werden. Bei den Helden des Romanes geschieht Keines von Beidem. Sie ziehen sich in ihr Selbst fast egoistisch zurück, und zeigen sich so in einer Kleinheit, welche gegen die politischen Ereignisse, in deren ungeheuren Wogen sie unmerklich auftauchen, bedauerlich zu verschwinden droht. Um es deutlich zu sagen, die Verfasserin läßt mit der Idee, welche sie im ersten Theile anregte, auch die Personen fallen, und der ganze zweite ist nichts, als ein ziemlich willkürlicher Anhang zu jenem, der sich, wenn gehörig alles Fremdartige ausgeschieden würde (welches alsdann wohl ein ganz artiges und schätzbares Büchlein geben könnte) auf einen geringen Umfang reduciren dürfte.

Aber noch mehr, sie läßt auch sogar die Hauptpersonen des Romanes in der Charakterzeichnung fallen. Zeigen sich von der letzteren Kunst in der Art der Darstellung der Agnes, Rosalie, ja selbst Ludmille im ersten Bande vortreffliche Beweise (Schilderung der Männer verunglückt ihr durchweg, wie allen dichtenden Frauen) so hat sie gegen das Ende das Concept derselben ganz und gar verloren. So z. B. erniedrigt sie die schön gedachte Agnes durch den übereilten Schritt einer Verlobung ohne Liebe über Hals und Kopf bis zur Lächerlichkeit, in ihrem dulddenden Verhalten gegen einen verknöchert lieblosen Gemahl bis zur Verächtlichkeit; dieser selbst (Wilhelm Rose, früher Ludmillens Geliebter) spielt mit seiner Art von Frauenhaß die Rolle eines Dummkopfs, und die Verfasserin verdirbt sich selber dadurch Alles, daß sie den von ihr als genial Gezeichneten nun in so bornirter Gestalt und Aufführung erscheinen läßt.

Der Grund dieser Bedauerlichkeiten liegt nahe. Er findet sich in dem zuerst berührten Umstande: die Verfasserin hat die von ihr anfangs erfaßte Grundidee des Romanes nicht festzuhalten vermocht. Unstete Beweglichkeit ist überhaupt das Element des weiblichen Charakters, weshalb auch nur unendlich

selten das Weib als bildende, consequent schaffende Künstlerin erscheint, und eher tausend genialer Anläufe, rasch vollführter Thaten, als eines, mit Ausdauer und eisernem Festhalten an der Einheit des gewählten Vorwurfes allein darzustellenden Kunstwerkes fähig ist. Gemüthsweisen bis in die zartesten Fasern seines Ich, kennt es keine andre Herrschaft als die des Herzens und der Neigung, ist es unterworfen den momentanen Eindrücken. Das vorliegende Buch liefert ein Beispiel. Der Gedanke an die Magyarengroße leitet die Dichterin von dem ersten Vorsatz ihres Buches, der im Titel ausgedrückt ist, und von dessen ethischer Tendenz auf ein nationa-

les und locales Interesse über. Aus diesem erwuchs ihr aber gar bald ein neues, das vorige verdrängende, in der Liebe und Hingebung mit der sie die dem Vaterland sich weihenden Ungarin Elisabeth gezeichnet hatte: die Idee von dem Leidensberufe der Frauen. Dieser Idee, von welcher sie zu dem, wie sie selber bekennt, kühnen Vergleich des Frauengeschlechtes mit dem Messias, verleitet wird, ist der ganze Schluß des Romanes gewidmet; eine Dissonanz, welche dem Eindruck desselben noch mehr schaden würde, wenn sie in ihrer hyperbolischen Erscheinung nicht den Stachel verlor, weil sie — unwahr ist!

Frühlingsbilder

von

Gustav Bernhardt.

I.

Es leuchtet hell an Gottes Hand in Pracht
Der Ring der Ewigkeit mit vier Juwelen:
Der Frühling ist ein funkelnder Smaragd
Und seines Glanzes Strahlen nicht zu zählen;
Der Sommer ist ein flammender Rubin;
Als goldigen Topas sehn wir erglühn
Den Herbst; der Winter aber, allbekannt,
Er ist ein blitzend reiner Diamant. —

Jetzt seht den Lenz! — Es webt die ew'ge Zeit
Sich jedes Jahr ein neues, schönes Kleid;
Gleich der Penelope kann sie nicht feiern,
Was sie gewebt, das trennt sie wieder auf
In stiller Nächte, in der Tage Lauf,
Gerade so wie es den kecken Freiern
Die sinnige Penelope gemacht
Voreinst mit ihrem Brautkleid in der Nacht. —
Auf Winters weißem Atlas sticht gar schön
Natur zuerst den zarten grünen Grund,
Dann trägt sie auf des blauen Himmels Höhn,
Die Rosenwolken läßt sie hold entstehen,
Und endlich sticht sie alle Blumen bunt.
Drauf dringt ein Jubellied aus allen Kehlen,
Die Lerchen singen und die Philomelen,
Die sich der farbenreichen Stickerei'n
Mit lautem Preis und süßem Lobspruch freun.

II.

Der Lenz, der Knabe mit den Rosenwangen,
Ist lächelnd aufgewacht in seiner Wiege,
Ambrosisch wehen seine Athemzüge,
Er schlug die blauen Veilchenaugen auf.
Der Liebesgott — man sah ihn schlummernd liegen —
Nun ist er seinem weißen Bett entstiegen
Und er versuchet hüpfend sich im Lauf,
Im Blumenfeld, in kindlich keckem Wagen,
Den bunten Schmetterlingen nachzujagen,
Und tändelnd schüttelt von den grünen Locken
Wie Puder er herab die weißen Flocken.
Und die Natur, die Mutter von dem Kinde,
Schaut froh ihm zu im Lächeln, sanft und linde,
Und herzt es mit dem süßen Kuß der Götter
Und überschüttet es mit reicher Gabe;
Doch wenn nicht folgsam ist der tolle Knabe,
So straft sie ihn mit einem Graupelwetter!

III.

Viel Wunder kommen vor im Frühlingsreiche:
Das Eis, Ihr wißt, es ist des Wassers Leiche;
Die Wellen, die im kalten Tod sich strecken,
Kann nur der Lenz zu neuem Leben wecken.
Er tritt, ein Christus, an den Uferand
Und ruft und winkt mit mächt'ger Gotteshand:
„Erhebe Dich, Du starre Wasserleiche!
Und walle auf zu frischem Lebensreiche!“
Da kracht es laut, es springt des Sarges Decke,
Es braust die Fluth vor Freude auf, die kecke,
Und schwillt in jugendlicher Kraft heran
Und hüpfst aufs neu in ihres Daseins Bahn.
Sie schießt den Schaum begeistert himmelwärts,
Als schlüg' in jeder Welle froh ein Herz,

Der Strom, der Bach wirft fort des Eises Kruste
Und zeigt in klarer Fluth des Himmels Bild,
Umsäumt von blühn'der Ufer buntem Rand —

So herelich tritt — wenn sie zerspringen mußte
Die harte Form — hervor ein Kunstgebild,
Das erst hineinschuf eine Meisterhand.

Fenilleton.

Drollige Wette. Ein Herr unternahm eine Reise von viertelhalb Meilen in folgenderweise: Seine Kutsche war ein Austernfaß auf vier Rädern, sein Gespann, das er selbst mit einer Fuhrmanspeitsche lenkte, bestand aus einem Schweine, einem zahmen Dachs, zwei Hasen, einem Igel, und einer Gans. Er legte den Weg in sechs Stunden zurück und gewann dadurch eine Wette von 25 Pfund Sterling.

Zu spät. Ein reicher Baron kam zu einem Pfandverleiher, um auf die Diamantenschnur seiner Frau, welche 50000 Thaler gekostet hatte, 20000 Thaler zu leihen. Lösen Sie die Steine heraus, sagte er zu dem Darleiher, und lassen anstatt der ächten unächte Steine einsetzen, denn ich möchte nicht gern, daß diese Sache publik würde. Das ist bereits geschehen, antwortete der Darleiher, Ihre Frau kam Ihnen zuvor und ich kaufte von derselben die ächten Steine bereits vor einem Jahr für schweres Geld.

Neues Mittel gegen Zungenfertigkeit. Eine sehr geschwätzige Dame, die ihren Arzt um Rath fragte, überflügelte diesen dermaßen mit einem Schwarm von Redensarten, daß er durchaus nicht zu Wort kommen konnte. Der bedrängte Doktor fand kein andres Mittel sich Gehör zu schaffen, als daß er sagte: Madame, zeigen Sie mir gefälligst Ihre Zunge! Die Dame gehorchte, worauf der Doktor fortfuhr, nun ziehen Sie dieselbe nicht eher zurück, als bis ich gesprochen habe.

Die kriegerische Schenke. Ein Weinhändler unterhielt seine Gäste vielfältig mit Anekdoten aus den letzten Kriegen, die er bei Besuchen von Militärpersonen gehört hatte. Einer seiner Gäste fragte ihn einst: ob er auch mit im Felde gewesen sei? Noch ehe der Befragte zur Antwort kommen konnte, versetzte ein alter Gast: das eben nicht; aber

bei ihm geht es doch immer sehr kriegerisch zu. Er selbst hat einen Schuß, seine Gäste gewöhnlich einen Hieb, und seine Weine einen Stich.

Gegenbesuch. Einem alten Sonderling, der von einer gefährlichen Krankheit genesen war, schickte der Stadtwundarzt, der zugleich Apotheker war, durch seinen Lehrling die Rechnung für erhaltene Arzneien und zugleich über die Krankenbesuche. Nachdem der Alte die Rechnung aufmerksam durchgesehen, sprach er zu dem Jünger Askulaps ganz ernst: sage er seinem Herrn, die gelieferten Arzneien wolle er ihm ganz bezahlen; was aber die Besuche betrafte, werde er sich das Vergnügen machen, ihm diese recht bald und oft zu erwiedern.

Der Esel auf dem Esel. Einige Ortschaften in der piemontesischen Provinz Luigina bewahren einen sonderbaren Gebrauch, den unglücklichen Ehemann öffentlich zu beschämen, der sich den Schlägen und Ohrfeigen seiner zärtlichen Hälfte geduldig hingiebt. Wird nämlich ein solches Ereigniß verlautbart, so überrumpelt die zahlreiche Gesellschaft der Bettler des Orts, in ihre schlechtesten Lumpen gehüllt, die Wohnung des Geschlagenen und nöthigt ihn einen Esel zu besteigen, das Gesicht gegen dessen Hintertheil gekehrt, und dessen Schweif statt des Zaumes in die Hand zu fassen. Lärmend und vor jedem Hause bettelnd wird er so durchs ganze Dorf geführt; voran verkündet, stehend auf einem gleichfalls von Eseln gezogenen Karren, der beredteste der Bettler der Gemeinde den Vorfall und ermahnt die Ehemänner ihrem Hausrechte würdiger vorzustehen, um nicht in gleiche beschämende Strafe zu fallen. Nach Endigung dieses Triumphzuges wird das Erbettelte auf öffentlichem Plage verzehrt. Man versichert, daß diese Lektion sehr heilsam wirke und dieses sogenannte Eselsfest nur selten in Anwendung komme.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.